

Herr Schlegl, im Alter von 38 Jahren haben Sie Ihren Job als gesellschaftskritischer und kunstsinziger Moderator im öffentlich-rechtlichen Rundfunk gegen eine Tätigkeit getauscht, in der Sie in der Hierarchie ziemlich weit unten stehen, Zwölf-Stunden-Schichten schieben und, wenn es schlecht läuft, nichts dagegen tun können, dass ein Mensch vor Ihren Augen stirbt. Warum?

Ich habe über Klimaschutzaktivisten oder Menschen berichtet, die sich in der Flüchtlingshilfe engagieren, und mich gleichzeitig nach 20 Jahren Reporter- und Moderatordasein die Frage gestellt, was ich selbst Relevantes und Sinnvolles tue. Reicht es aus, dass ich nur über diese Menschen berichte? Der Drang, dass mehr passieren muss, ist immer stärker geworden. Und irgendwann war mir dann klar: Ich muss den Zug anhalten, bevor ich die Lebensmittelebene erreiche und mich dann nicht mehr traue. Daraufhin habe ich meinen Hauptjob als Moderator bei „Aspekte“ gekündigt.

Der Kultursendung im ZDF. Wie kamen Sie gerade auf den Beruf des Notfallsanitäters?

Ich habe mir eine Liste gemacht mit Jobs, die ich persönlich relevant finde. Da ist der Lehrer aufgetaucht, der Arzt, der Feuerwehrmann, der Bauer, der Erzieher. Eine gute Mischung aus Feuerwehrmann und Arzt erschien mir die Ausbildung zum Notfallsanitäter zu sein, die es seit 2014 gibt. Man legt ein Staatsexamen ab, hat Verantwortung, darf Medikamente geben, invasive Maßnahmen durchführen, man ist quasi der kleine Chef auf dem Rettungswagen. Das in drei Jahren zu erreichen, ohne Medizinstudium: Das hat sich verlockend angehört.

Und wie lief das dann konkret ab? Haben Sie ganz normale Bewerbungen verschickt?

Ich habe genau eine Bewerbung an das Deutsche Rote Kreuz geschickt. Daraufhin wurde ich zu einem Informations-treffen eingeladen und dann zu einer Art Casting, bei dem geprüft wurde, wie gesund und fit ich bin, aus welcher Motivation heraus ich mich bewerbe und wie fundiert ich mich medizinisch auskenne. Da bin ich immer eine Runde weitergekommen, war am Ende einer von Fünfen und musste die Entscheidung treffen: Unterschreibst du den Vertrag oder nicht? Ich habe ihn dann einfach unterschrieben, mit all den Konsequenzen.

Wie meinen Sie das?

Meine Familie, mein Freundeskreis, meine Arbeitskollegen haben schon den Kopf geschüttelt und mich gefragt, was ich da eigentlich mache. Die konnten das nicht so nachvollziehen, und das muss man ja auch erklären. Einen gut laufenden Vertrag beim ZDF hinzuschmeißen, das macht man eigentlich nicht. Aber ich wollte da mal konsequent sein.

Sie haben es sonst nicht so mit Konsequenz?

Doch, schon. Aber es gibt ja so entscheidende Momente im Leben. Man horcht in sich rein, es verfolgt einen in Träumen, man hört eine Art innere Stimme, und wenn die immer lauter wird, ist es, glaube ich, auch gut, auf sie zu hören. Von allen Entscheidungen, die ich bislang beruflich getroffen habe, war das auf jeden Fall die einschneidendste.

Denken Sie, Ihre Prominenz war ein Bonus oder ein Malus für das DRK?

Im Verlauf des Auswahlprozesses wussten die irgendwann, wer ich bin. Deshalb war ihnen das persönliche Gespräch ganz wichtig. Sie wollten meine Motivation verstehen, hinterfragen, ob ich das nicht aus journalistischen Gründen mache. Da war ein bisschen Angst dabei, dass da einer kommt, der undercover recherchieren will oder am ersten Tag mit einer Kamera auftaucht. Aber für mich war ganz wichtig, dass ich mich medial zurücknehme. Ich habe in den drei Jahren kein einziges Interview gegeben und habe alles abgelehnt, auch Sachbuchangebote, die ich bekommen habe. Ich wollte in meiner Ausbildungsklasse und im gesamten Umfeld des Roten Kreuzes keine Sonderstellung haben.

Wie war das, nach 20 Jahren wieder die Schulbank zu drücken?

Unser System ist nicht darauf angelegt, in der Lebensmittelebene mal eine Ausbildung zu machen. Finanziell war ich privilegiert, weil ich einen super Job hatte und mir was ansparen konnte. Viele andere könnten sich das aber sicherlich



„Ich wollte da mal konsequent sein“

Tobias Schlegl war als Reporter und Moderator gut unterwegs, als er entschied, etwas völlig anderes zu machen – und Notfallsanitäter zu werden. Heute, vier Jahre später, spricht er über Idealismus, Ego, Überlastung – und welche Patienten ihn aufregen.

Am Anfang der Ausbildung „ist man froh, wenn man nicht stört und nicht umgelaufen wird“: Schlegl vergangene Woche in Hamburg, als Privatmensch und in neuer Rolle.

Fotos Hanna Lenz

gar nicht leisten. Das größere Thema war mein Ego: Das musste ich schon enorm zurückschrauben, obwohl es gar nicht so riesig ausgeprägt ist. Aber man fängt nun mal wieder ganz am Anfang an. Und das tut weh. Ich habe während der Ausbildung auch 800 Stunden im Krankenhaus gearbeitet. Was ich da frustrierend fand: Man will eine gute Arbeit abliefern, aber man kann das zu Beginn noch gar nicht, weil man die Zusammenhänge und die Geräte noch nicht so kennt oder die Tätigkeiten noch nicht beherrscht, zum Beispiel Zugänge legen. Ich fand es extrem frustrierend, dass ich Fehler gemacht habe, weil ich noch nicht so fit war, und gleichzeitig zu merken, ich werde aber auch nicht wie der Auszubildende behandelt, der am Ende ein Staatsexamen macht, sondern wie der Praktikant, der den ersten Tag dabei ist und der um Aufmerksamkeit betteln muss, damit ihm etwas erklärt wird.

Kam das häufig vor?

Ich bin ja durchs komplette Krankenhaus gewandert, vom Kreißsaal bis zur Geriatrie. Gerade im OP kann man natürlich nicht viel machen. Da ist man froh, wenn man nicht stört und nicht umgelaufen wird. Da ist man erst mal in der dritten Reihe und muss sich langsam vorarbeiten. Das war vielleicht das einzige Privileg: Ich glaube, einige Ärzte fanden meinen Lebensweg tatsächlich interessant und haben mir mehr gezeigt als anderen Praktikanten. Die haben mich zur Seite genommen und mir nach meinem Dienstschluss noch mal ein, zwei Sachen erklärt.

Haben sich Ihre Vorstellungen und Erwartungen, was Sie als Notfallsanitäter erleben werden, denn erfüllt?

Ich hatte mir mit meinem Idealismus vorgenommen, Menschen helfen zu wollen und im allerbesten Fall sogar Menschenleben zu retten. Das ist passiert. Da haben sich meine Erwartungen definitiv erfüllt. Es gab einen jüngeren Patienten, den wir auf der Straße reanimiert haben, der sich zu einem späteren Zeitpunkt im Krankenhaus bedankt hat. Das war extrem bewegend, und diesen Moment habe ich konserviert für mich. Alleine dafür hat sich die gesamte Anstrengung gelohnt. Gleichzeitig ist eine Anforderung wie dreimal Nachtschicht nacheinander, von der ich vorher dachte, das schaffe ich schon, ganz anders, wenn man drinsteckt. Auch auf Bilder von Einsätzen kann man sich nicht groß vorbereiten. Man weiß, man wird Leid sehen, aber manchmal sind die blutigen, dramatischen Bilder gar nicht die schlimmsten, sondern dass man das Umfeld eines Patienten sieht, wie viel Einsamkeit in einem Leben drinsteckt, wie zerrüttet Familien sind.

Der Rettungsdienst ist männlich dominiert. Stört Sie das?

Ja, definitiv. Es gibt dieses Vorurteil, dass das ein sehr physischer Job ist. Ich finde das veraltet. Gerade was die Kommunikation angeht, ist es ein großer Gewinn, bei einem Einsatz mit einer Kollegin unterwegs zu sein. Da ist die Mischung aus beiden Geschlechtern die perfekte Lösung. Zudem ist es wegen des hohen Männeranteils schwierig, Schwäche einzugestehen. Dass Einsatzkräfte zugeben, in einem heftig belastenden Einsatz gewesen zu sein, passiert leider noch viel zu selten. Wenn wir es aufbrechen können, dass Frauen Pflegekräfte sind und Männer in der Rettung – das wäre ein Gewinn für alle Seiten.

Was ist das größte Manko, das Sie im Bereich der Notfallversorgung sehen?

Wir müssen runter von den maximalen Arbeitsstunden pro Monat. Die entstehen, weil wir im Rettungsdienst genauso eine Personalnot wie in der Pflege haben. Alle arbeiten schon am Anschlag, und dann muss zusätzlich noch eingespargelt werden. Da ist man schnell bei 200 Stunden im Monat. Und wir müssen die Menschen dazu bringen, den Job länger auszuüben. Wie ich das mitbekommen habe, verschwinden viele schon wieder nach zwei bis drei Jahren. Das sind gutausgebildete Kollegen, die nicht stehenbleiben wollen, die dann doch noch studieren, weil sie feststellen, dass es schwierig ist, den Job zu machen, bis man umfällt. Das Geld ist für einen Anfang-Zwanzigjährigen okay. Aber eine Entwicklung nach oben ist kaum möglich. Da müssen wir ran.

Das regt Sie gerade wirklich auf ...

Ja! Ich entwickle mich zu einem Kämpfer für bessere Arbeitsbedingungen. Ich gehe jetzt als Sprachrohr nach vorne – gezwungenermaßen. Im Rettungsdienst gibt es nicht so viele, die kämpfen oder

in der Gewerkschaft sind. Die Kollegen haben mich auch ermuntert, den Roman zu schreiben. Vielleicht kann er eine Debatte anstoßen, zumindest was die psychischen Belastungen angeht, auf die ich mich fokussiere.

In Medien wird oft berichtet, dass Leute den Rettungskräften das Leben schwer machen, indem sie bei Lappalien die 112 anrufen – aus Ihrer Sicht demnach ein Randproblem?

Das ist ganz sicher kein Randproblem. Dass Leute den Rettungsdienst als Taxi missbrauchen, macht mich wütend. Die gehen davon aus, dass sie schneller drankommen, wenn sie ohne akute Beschwerden, aber vom Rettungsdienst eingeliefert werden. Das ist ein Irrglauben. Und vor allem: Wenn in dem Moment, in dem ich so einen Patienten fahre, um die Ecke ein wirklich schlimmer Unfall passiert, sind wir nicht verfügbar, sondern dann muss ein anderer Rettungswagen alarmiert werden, der vielleicht länger braucht. Gleichzeitig kann ich verstehen, dass Menschen Ängste haben. Als Faustregel gilt: Wenn ich in der Lage bin, mit meinen Beschwerden zum Hausarzt zu gehen, gehe ich zum Hausarzt. Für mittelschwere Beschwerden gibt es die Alternativnummer 11617 des Kassenärztlichen Notdienstes. Die 112 wählt man, wenn es zeitkritisch ist: bei Schmerzen in der Brust, bei Atemnot, wenn Schmerzen plötzlich auftauchen und nicht mehr auszuhalten sind.

Das klingt ja schon sehr routiniert. Sie haben zum Thema ja auch einen Roman geschrieben, „Schockraum“, der in diesen Tagen erscheint. Die Hauptperson Kim ist ein noch nicht 40-jähriger Notfallsanitäter, der seinen Beruf an den Nagel hängt. Wie viel Tobias Schlegl steckt in Kim?

In der Biographie des Protagonisten steckt extrem viel von mir drin. Allerdings ist er ganz anders abgebo-gen: Kim hat – wie ich – traumatische Erfahrungen gemacht. Aber Kim wurde nicht geholfen, anders als mir. Deshalb verfolgt der Roman seinen Leidensweg mit einer Belastungsstörung. Das ist etwas, was auch mir vielleicht hätte passieren können. Die Idee zum Roman ist in der Hälfte der Ausbildung, also nach etwa anderthalb Jahren entstanden, nachdem ich eine hohe Schlagzahl an Einsätzen hatte. Das war also gar nicht der einzelne, ganz dramatische Einsatz, sondern es war die Frequenz, die mich psychisch belastet hat. Gott sei Dank hat ein Kollege gemerkt, dass mit mir etwas nicht stimmt, und hat das Kriseninterventions-team gerufen. Das hat mir geholfen, das Erlebte eingeordnet zu bekommen und zu begreifen, dass es eine völlig normale, menschliche Reaktion ist, dass ich mich zum Beispiel taub gefühlt habe. Ich wurde für ein paar Tage aus dem Dienst rausgenommen. Das tat mir gut. Und dann kam das Schreiben hinzu; das hatte therapeutische Wirkung für mich.

Zukünftig wollen Sie als ordentlicher Notfallsanitäter Einsätze fahren?

Ja. Im Moment fahre ich rund 50 Stunden im Monat und plane, das noch aufzustocken. Ich will Rettung und Journalismus *fifty-fifty* kombinieren. Im Idealfall berühren sich die beiden Welten. Für den NDR habe ich von April bis Juni den Podcast „Fighting Corona“ gemacht und dort Menschen aus der Pflege und der Rettung eine Plattform geboten. Ich hoffe, dass diese Kombination so funktioniert. Denn ich glaube, dass ich die Arbeit als Notfallsanitäter in meinem Alter und auf Dauer nur schaffe, wenn ich nicht voll arbeite. Weil man zu den jetzigen Bedingungen einfach verbrennt.

Die Fragen stellte Eva Schläfer.

■ ZUR PERSON

Geboren 1977, aufgewachsen in Köln.

Noch vor dem Abitur moderierte er beim Musiksender Viva, später die Satiresendung „Extra 3“ im NDR und die Kultursendung „Aspekte“ im ZDF.

Vor vier Jahren verkündete er, bei „Aspekte“ auszustiegen, um eine Ausbildung als Notfallsanitäter zu machen. Dazwischen sporadische Tätigkeiten beim Radiosender N-Joy und für „Extra 3“.

Im März schloss er die Ausbildung ab.

Am Montag erscheint im Piper Verlag sein erster Roman „Schockraum“ (288 Seiten, 22 Euro).